Illustriertes Unterhaltungs-Blatt

Beilage zum Bezirks-Blatt

für das Krug- und Kannenbäckerland, umfassend die kgl. Amtsgerichtsbezirke Höhr-Grenzhausen und Selters.

Verlag von L. Rühlemann in Höhr.

F. Ronsorr.

Aus Mangel an Beweisen.

Roman von Gabriele, Baronin von Schlippenbach.

(Schluß.) (Nachdruck verboten.)

Am nächsten Tage machte ich mich nach Gravnitza auf, um dem Baron sein Eigentum abzugeben. Im Wald, unweit der Grenze von Willkowischki, ungefähr zweihundert Schritt von der Landstraße entfernt, sah ich den Tschibulski, er legte Schlingen für die Hasen und Rebhühner. ‚Warte, ich werde dich anzeigen', sagte ich schadenfroh.

Er sprang auf und stand mir mit zornblitzenden Augen gegenüber.

‚Nein, das wirst du nicht!' rief er heftig.

‚Und die Janka laß mir in Ruhe', sagte ich, ‚die heirate ich.'

Er packte mich und entriß mir den Hirschfänger. Wir rangen darum. Ich war stärker; mit eisernem Griff packte ich ihn. Da zückte der Tschibulski die Waffe gegen mich und wollte mich erstechen. Ich warf ihn zu Boden und bekam die Waffe wieder. Weiß Gott, wie es kam, im wilden Kampf, Brust an Brust, fuhr ihm plötzlich die scharfe Schneide in den Leib. Sie mußte das Herz getroffen haben. Er sank zurück, und zu meinem furchtbaren Entsetzen sah ich, daß er tot war. Ich floh wie gehetzt. Grauen packte mich! Um alles in der Welt mußte ich das Geschehene verbergen. Ich zog meinen blutbespritzten Rock aus, band schwere Steine daran und versenkte ihn in den See. Ich muß mich wohlgut beherrscht haben, daß niemand in mir den Täter vermutete.

Ich habe den Tschibulski nicht töten wollen. Ich beschwöre dies bei Gott, angesichts des Todes, der mir naht. Aber ich habe dennoch ein schweres Unrecht auf mich geladen, habe einen völlig Schuldlosen gefangen nehmen lassen und feig geschwiegen. Die Janka hat den reichen Müllerssohn heiraten müssen. Mir war die Heimat verleidet. Ich blieb noch einige Monate, um keinen Verdacht zu erregen. Ich verstand, mich zu beherrschen, daß mir niemand etwas anmerkte. — Als ich hörte, daß der Baron aus Mangel an Beweisen freigesprochen war, fiel mir eine Bergeslast von der Seele.

Im Frühjahr wanderte ich mit noch einem Burschen aus der Gegend nach Amerika. Hier ist es mir schlecht gegangen. Ich habe gehungert und gefroren, aber bis auf die eine Sünde meines Lebens bin ich doch ein ehrlicher Kerl geblieben.

Nun habe ich alles gesagt, was mich jahrelang bedrückt hat. Ich bitte Sie auf den Knien um Vergebung, Herr Baron.

Gott sei meiner armen Seele gnädig.

Stephan Mikulsky, früher Ackerknecht in Willkowischki, Posen."

Eine kurze Zuschrift des Hospitalarztes war dem Schreiben beigefügt. Er bestätigte, daß der Kranke bei vollem Verstande sei, und daß er seine Aussage vor Zeugen beschworen.

„Ich hoffe, geehrter Herr Präsident, daß Sie Gebrauch von der Beichte eines Sterbenden machen werden, und daß der unschuldig Angeklagte seine Ehre wiedererlangt.

Hochachtungsvoll: Fred Hunter, Oberarzt."

Washington, St. Jameshospital, 25. August 1909.

Der Präsident hatte dem bedeutungsvollen Schreiben hinzugefügt, daß der Sachverhalt in den Zeitungen veröffentlicht werde, und daß alles geschehe, Bernds Namen von dem ihm anhaftenden Makel zu befreien.

„Frei! Frei!"

Bernd jubelte es laut. Er reckte die Arme; ihm war, als fielen Ketten davon ab. In heißem Gebet dankte er Gott für sein gnädiges Walten. Dann eilte er hinüber zu ihr, zu seiner geliebten, treuen Mutter. Er kann nicht sprechen, er reicht ihr den Brief, und sich an ihre Brust werfend, weint der starke Mann wie ein Kind.

„Mutter, ich bin frei! Frei! Lies und sieh es selbst!"

Noch einmal muß Bernd die Worte selbst sehen. Mit erregter, vor Glück bebender Stimme liest er den ganzen Bericht seinem

Kriegsbeute aus Przemysl: Geschütze, die den Russen bei der Wiedereroberung der galizischen Festung abgenommen wurden. Phot. Eiko-Film.

Mütterlein vor. Dann halten sie sich lange umfaßt, sie sind zu froh, um sprechen zu können. Der tiefste Schmerz, das höchste Glück sind stumm! —

Erst nach und nach sammeln sie sich. Sie sitzen Hand in Hand auf dem Sofa und machen Zukunftspläne.

Vor einigen Tagen hat Wilhelm von Stetten nochmals geschrieben und den Neffen gebeten, nach Buchenfeld zu kommen und ihn zu vertreten, während er mit seinem Sohne Ernst in Davos weilt.

„Jetzt kann ich ‚Ja' sagen, Mutter! Morgen schreibe ich und nehme an. Denke doch, wie schön es sein wird, in Mecklenburg auf dem alten Erbgut der Familie zu leben und dort zu wirken! Ich brauche mich nicht mehr scheu zu verkriechen und kann den Kopf erheben."

„Mein Junge, Gott hat geholfen, ihm sei Lob und Ehre!"

„Ja, ich werde ihm mein Leben lang danken, Mutter; ich will es nie vergessen!"

So schloß dieser schöne Tag. Ein neuer Morgen, ein neues Leben tagte für Bernd von Stetten.

* * *

Hilde und Tante Dörtchen waren Anfang August nach Berlin abgereist. Vorher hatte Derfeld noch einmal Hilde gefragt, ob sie seine Frau werden wolle. Sie nahm ihn nicht ernst und hatte lachend verneint. Er ließ sich nicht entmutigen und beharrte bei seiner Werbung.

„Wenn ich nur wüßte, was Sie gegen mich haben", sagte er etwas ärgerlich.

„Mein Gott, Sie wissen es ja schon," versetzte sie ungeduldig, „Sie sind mir zu groß."

„Das kann ich leider nicht ändern, aber ich werde Sie tragen, wenn Sie finden, daß wir nicht Arm in Arm gehen können. Sehen Sie, so werde ich es machen."

Er wollte sie umfassen und aufheben. Sie wich zurück und gab ihm einen leichten Klaps.

„Bitte, lassen Sie solche dummen Späße", sagte sie entrüstet.

„Sie meinten ferner, daß der Name Fritz Ihnen nicht behagt. Wie möchten Sie, daß Ihr Zukünftiger heiße?"

„Nun, Walter oder Siegfried oder Lothar."

Er lachte vergnügt.

„Mein zweiter Name ist Lothar. Sie können mich so nennen, wenn Sie meine Frau werden."

„Ja, ‚wenn'," entgegnete sie neckisch, „aber das wird nie der Fall sein."

„Wirklich nie?" fragte er.

Sie nickte. Er tat, als ob er fort ginge; sie blinzelte durch die Wimpern ihm nach.

„Ich wußte es, er kehrt zurück."

Derfeld stand wieder vor ihr.

„Fräulein Hilde," sagte er, „morgen reisen Sie fort."

Er sah betrübt aus. Sein kleiner Quälgeist freute sich darüber.

„Ich werde Sie in Berlin besuchen. Darf ich?"

„Wozu?" fragte sie.

„Um dieselbe Frage an Sie zu richten. Sie wissen doch: Beharrlichkeit macht Möglichkeit."

„Ich glaube daran nicht."

„Aber ich. Sie werden sich besinnen."

„Bilden Sie sich das nicht ein."

„Nun, wir wollen sehen."

Er ging dieses Mal wirklich.

Bernd und Derfeld begleiteten die Damen zur Bahn.

Derfeld hatte für beide Blumen gebracht. Bei Hildes Strauß spielten die Vergißmeinnicht die Hauptrolle.

„Auf Wiedersehen", sagte der junge Kurländer beim Abschied.

„Wer weiß", fiel es von Hildes Lippen.

Als der Zug sich in Bewegung setzte, blickte sie zum Fenster hinaus; Derfelds hohe Gestalt war noch lange sichtbar. — —

In Berlin bemühte Hilde sich um Privatstunden, die sie auch bekam. — Sie dachte oft an den Sommer in Ilsenruh. Wie hatte sie Derfeld geneckt. Es tat ihr jetzt fast leid.

„Ach was," dachte sie, „alles war ja nur Scherz. Er meint es gar nicht ernst und wird mich bald vergessen haben."

Welche Freude die gute Nachricht über Bernd seinen Angehörigen bereitete, braucht wohl nicht erwähnt zu werden.

Er stand glänzend gerechtfertigt da, nachdem der Präsident des Gerichtshofes das Nötige veranlaßt hatte. — — —

Ilsenruh stand leer. Frau von Stetten lebte nun wieder in der Dorotheenstraße in Berlin; ihre Töchter und Tante Dörtchen waren glücklich darüber.

Bernd blieb kurze Zeit in Berlin, dann reiste er nach Buchenfelde zum Onkel. Er wurde herzlich empfangen. Sein Vetter Ernst war ein schmächtiger, krank aussehender Jüngling, dessen eingefallene Wangen und Brust von einem schweren Lungenleiden sprachen. Er schloß sich mit großer Liebe an Bernd, und als das Wetter rauher wurde, bat Herr von Stetten den Neffen, sie nach dem Süden zu begleiten, was Bernd auch gern annahm. Es war ihm peinlich, in der ersten Zeit nach seiner Freisprechung in Deutschland zu leben. Erst im Frühjahr wollte er die Bewirtschaftung Buchenfelds antreten.

In kleinen Tagesreisen erreichten sie Davos; dort sollte Ernst den Winter zubringen. — Es schien ihm etwas besser zu gehen, aber dann kamen wieder Fiebertage; sein Vater verlor die Hoffnung auf Genesung.

Bernd trieb Wintersport, rodelte und lief Schneeschuh. Nach den trüben Tagen war es ihm, als lebe er auf. Wie ein anderer Mensch sah er aus mit den blitzenden Augen und der stolz aufgerichteten Gestalt. Er machte nette Bekanntschaften und bildete oft den Mittelpunkt des heiteren Kreises. Manch junges Mädchenherz pochte schneller für den stattlichen Mann, aber Bernd schien es nicht zu bemerken und blieb kalt.

Dachte er an eine, die fern war? An jene, die er im Sommer kennen gelernt, die er zuletzt in weicher Stimmung gesehen, nachdem sie ihn vorher schnippisch behandelt hatte? — Ilsens Gesicht schwebte ihm überall vor. Oft hatte er den Wunsch, sie wiederzusehen, aber Onkel Hugo und die Seinen waren in Genf.

„Ob ich sie besuche?" dachte Bernd manches Mal, aber er tat es nicht. Er wollte Ilse nie mehr begegnen. Sie war gewiß viel umworben und verlobte sich bald. —

Weihnachten kam. Ernst schien sich zu erholen. Eines Tages schritt er auf den Arm des Vetters gestützt, langsam ins Freie, in die weiße Schneewelt von Davos.

Bernd war voll zarter Fürsorge um ihn bemüht und suchte ihm Mut zuzusprechen, aber der Kranke schüttelte den Kopf, und mit heiserer Stimme sagte er:

„Du meinst es gut, lieber Bernd, aber ich weiß, daß ich sterben muß. Ach, ich hätte so gern gelebt."

„Gott wird dich deinem Vater erhalten, Ernst."

„Ja, mein armer Alter! Es wird ihn schwer treffen! Versprich mir, ihm ein treuer Sohn zu werden, wenn ich nicht mehr bin. Du wirst dann Herr auf Buchenfelde sein."

„Davon sprich nicht", bat Bernd erschüttert.

Das Weihnachtsfest brachte den Gästen des Hotels eine große, schön geschmückte Tanne. Man beschenkte sich gegenseitig.

Mit unnatürlich großen, fieberhaft glänzenden Augen blickte Ernst von Stetten auf die Kerzen. Er sagte sich, daß er zum letzten Male das Fest feiere.

Und draußen lag die weiße, weiße Welt, eingehüllt in eine wärmende Schneedecke.

Lange stand Bernd an jenem Abend an seinem Fenster, im Anschauen der winterlichen Pracht versunken. Seine Seele war tief bewegt, er faltete die Hände im heißen Dankgebet. — —

In Berlin verlief Weihnachten dieses Jahr harmonisch und in munterer Geselligkeit — so ganz anders als vor zwei Jahren.

Hilde lief Schlittschuh, machte einige Gesellschaften mit und war oft bei Wengerns, wo sie gemütliche Stunden verlebte. — Am heiligen Abend kam ein prächtiger Blumenkorb für das junge Mädchen an; Derfelds Karte lag dabei. Hilde kehrte sie um, als erwarte sie einige Worte von ihm; sie war enttäuscht, als sie nichts fand. Im stillen hatte sie gehofft, daß er nach Berlin kommen würde und hatte sich vorgenommen, netter zu ihm zu sein.

„Er wird wohl nach Hause gereist sein", tröstete sie sich. Sie dachte oft an ihn. Er war doch wirklich ein guter Junge! Immer fröhlich und so gar nicht empfindlich, wenn sie gegen ihn eklig war.

* * *

Zu Beginn des Frühlings kehrte Bernd nach Deutschland zurück. Der Onkel und Ernst blieben noch in Davos und wollten später nach Meran übersiedeln.

Nachdem Bernd eine Woche in Berlin zugebracht hatte, reiste er nach seinem neuen Bestimmungsort ab. Mit frischen Kräften widmete er sich seiner Arbeit. Buchenfelde war ein großes, schönes Gut mit einem alten Herrenhause, das von Generationen bewohnt, viele Familienandenken und eine lange Reihe von Ahnenbildern derer von Stetten besaß. — Und der Erbe dieses stolzen Besitzes siechte hoffnungslos dahin! Dieser Gedanke trübte oft die Stimmung Bernds. Der Gedanke lag ja nahe, daß er an Stelle Ernsts einst Buchenfelde besitzen sollte, wenn der Tod diesen dahinraffte, aber Bernd dachte ungern daran. Er hätte sich gefreut, Ernst wieder gesund zu sehen im Vollbesitz der Kraft, die seine eigenen Muskeln stählte.

Monat auf Monat verging. Bernd stand im Briefwechsel mit Onkel Brömmler. Dieser hatte ihm gleich nach seiner Ehrenrettung in herzlicher Art Glück gewünscht, und die Tante hatte einige Worte hinzugefügt. Von Ilse war ein Gruß bestellt.

Als ihr Vater wieder einmal schrieb, stand unter seinem Brief:

„Einen Gruß von Cousine Ilse."

Großherzog und Bäuerin.

Von Walter Kabel. (Nachdruck verboten.)

Der vorletzte Großherzog von Mecklenburg-Strelitz kannte kein größeres Vergnügen, als im unauffälligen Anzug eines schlichten Bürgers ohne jede Begleitung weite Spaziergänge zu unternehmen, die ihn oft meilenweit von seiner Residenz fortführten. Auf einem dieser Ausflüge wurde der Fürst von einem Gewitterregen überrascht. Zu seinem Glück kam jedoch gerade ein Bauernwäglein vorüber, dessen Lenkerin, eine ältere, einfach gekleidete Frau, den Großherzog auf dessen Bitte mit ins nächste Dorf nahm, wo er das Ende des Unwetters abzuwarten gedachte.

Die Bäuerin, ahnungslos, wen sie neben sich auf dem Sitzbrett ihres Korbwagens hatte, begann sofort eine Unterhaltung, auf die ihr Nachbar auch bereitwilligst und in tadellosem mecklenburgischen Platt einging. Als es stärker zu regnen begann, holte die Frau für ihren freundlichen Begleiter unter dem Sitz einen leeren Kartoffelsack hervor, den der Großherzog sich zum Schutz gegen die fallenden Tropfen umhängen mußte.

Im Lauf des Gesprächs erfuhr der Fürst dann, daß das gutmütige, redselige Weiblein Witwe war und die Gastwirtschaft im Dorf besaß, dessen Kirchturm unten im Tale sichtbar war. Bald fuhr der Wagen vor dem Dorfkrug vor. Die Alte nötigte den städtisch gekleideten Herrn in ihre „gute Stube" und setzte ihm dort einen reichlichen Imbiß vor. Nach der Mahlzeit bat sie ihn dann, sich doch einmal ihre Besitzung anzusehen.

Der Großherzog fand das Gehöft peinlich sauber gehalten und auch die Gebäude bis auf den hölzernen Schweinestall in bestem Zustande. — Dieser Schweinestall paßte so wenig zu den anderen Baulichkeiten, daß der Fürst die Frau erstaunt fragte, weshalb sie sich denn nicht einen neuen Stall bauen lasse, da es ihr doch offenbar nicht an dem nötigen Geld mangele.

Vexierbild.

Wo ist die Eifersüchtige?

„Ja," erwiderte die Krugwirtin verdrossen, „dat wull'n wi ook all maken (das wollten wir auch schon machen), aber de Landrieder, de will dat nich. Wi hässt em all so veelmal drum beden, aber — hei will dat doch nu mal nich!"

„De Landrieder" (Landreiter), das ist nämlich in Mecklenburg der berittene Gendarm.

Höchst verwundert über diese Antwort meinte der Großherzog, die Frau solle sich dann doch an den Amtsvorsteher wenden.

Die Alte lachte ärgerlich auf. „Dat hebben wi ook all dahn! Aber das Amt schrifft (schreibt) dann an den Landrieder, un de will ja dat nich."

„Na, zum Dunner, dann frog Se doch mal bi 's Ministerium an!" riet der Fürst.

„Jo, dat Ministeriom!" meinte die Frau achselzuckend. „Dat schrifft dann doch wedder (wieder) an das Amt, und das Amt schrifft an den Landrieder, un de Landrieder will dat nich!"

Der Großherzog, der jetzt merkte, daß es sich hier fraglos um eine kleine Schikane des Landreiters gegen die Krugwirtin handelte, gab sich dieser jetzt zu erkennen und forderte sie auf, an ihn persönlich ein Gesuch wegen der Bauerlaubnis für den neuen Schweinestall einzureichen.

„Oh," rief die brave Krugwirtin da zuversichtlich, „wenn Sei wärklich de Grotherzog wär'n, denn ward dat schon gahn. Denn schreewn (schreiben) Sei man an'n Landrieder un leggen (legen) Sei bi ihm en goot Wurt (Wort) ein, dat hei uns den Bau erlauwen deiht."

Der Großherzog versprach's denn auch lachend. Da das Gewitter jetzt vorüber war, machte er sich in bester Laune wieder auf den Heimweg. Der neue Schweinestall wurde wirklich gebaut, wozu der Fürst aus seiner Brennerei die nötigen Steine stiftete. „Denn", äußerte er zu den Herren seiner Umgebung, „die Erkenntnis, daß in Mecklenburg noch über dem Großherzog ‚de Landrieder' steht, ist immerhin ein paar tausend Ziegel wert."

Anlegung und Aberntung eines Spargelbeets.

Spargel ist ein sehr beliebtes Sprossengemüse, das von den meisten Menschen gern gegessen wird. Leider ist der Spargel aber im Handel so teuer, daß nur Wohlhabende sich ihn leisten können. Wer jedoch über einen Garten verfügt, braucht auf den Genuß desselben nicht zu verzichten. Durch Anlage eines kleinen Spargelbeetes kann er sich während des ganzen Jahres im frischen oder konservierten Zustande manches Mahl durch dieses köstliche Gemüse würzen.

Sandboden liefert für die Spargelkultur den besten Untergrund. Die großartigen Spargelanlagen in der Braunschweiger und Mainzer Gegend liefern den besten Beweis hierfür. Aber wenn im kleinen Hausgarten die Bodenbedingungen nicht so günstige sein sollten, so können wir die Erde leicht durch Beimischung von Asche, Sand und Ziegelmehl durchlässiger machen. Die beste Pflanzzeit des Spargels ist der April. In sehr warmen und zeitigen Jahren kann wohl auch etwas früher begonnen werden. Selbstverständlich muß das Spargelbeet vor der Inanspruchnahme gut bearbeitet und gedüngt sein. Zu diesem Zweck wird es 50 cm tief rigolt. In den Untergrund wird reichlich Dünger, Kompost oder verrotteter Stallmist gebracht. Ist die Anlage erst einmal fertig, so können wir nicht mehr zum Untergrunde gelangen, deshalb müssen wir vorher dafür sorgen, daß die Pflanzen später im Untergrund reichlich Nahrung vorfinden. Der Dünger wird nicht in dicken Schichten eingepackt, sondern gut mit der Erde vermischt.

Als Spargelpflanzen kaufe man aber ja nicht billige, kümmerlich entwickelte Pflanzen. Nur die Spargelanlage hat eine Zukunft, welche mit den besten, gesundesten Pflanzenmaterial angelegt worden ist. Einjährige Spargelpflanzen haben sich bei allen seitherigen Versuchen als die besten erwiesen. Jetzt wird das für Spargel vorgesehene Stück Land in Beete abgeteilt. Die einzelnen Beete erhalten einen Abstand von 1,20 m von Mitte zu Mitte, die Pflanzgräben eine Breite von 30 cm, so daß die Zwischenräume noch eine Breite von 90 cm haben. Auf diese Zwischenräume wird die ausgehobene Erde gleichmäßig verteilt. In die Gräben werden die Pflanzen in Abständen von 60 cm gepflanzt. Die Stelle, an welcher eine Pflanze sitzt, wird durch ein Stäbchen gekennzeichnet. Nicht zu flach dürfen die Pflanzen gelegt sein, da sonst die Pfeifen zu kurz werden. Doch dürfen die Gräben im ersten Jahre nicht schon vollständig zugeworfen werden, da den Pflanzen Luft und Licht vollständig entzogen würden. Man füllt deshalb im ersten Jahre nur etwa drei Finger hoch Erde darauf und schüttet erst im nächsten Jahre wieder Erde nach.

Zwei volle Jahre muß der Spargel gepflanzt sein, ehe er Erträge bringen kann. Die hervorkommenden Triebe werden an die Stäbchen geheftet, der Boden wird gehackt, bei großer Trockenheit auch tüchtig gegossen. Das Kraut wird nicht eher abgeschnitten, bevor es im Herbst welk wird. Nach zwei Jahren guter Pflege können die ersten Spargel gestochen, noch besser aber gebrochen werden. Aber nicht während der ganzen Stechzeit dürfen die jungen, zweijährigen Pflanzen gestochen werden, da sonst die Pflanze notleiden würde. Im nächsten Jahre wird sie dann kräftig genug sein, um während der ganzen Stechzeit von Mitte April bis Mitte Juni abgeerntet werden zu können. Das Spargelstechen selbst muß auch mit der nötigen Vorsicht geübt werden, da sonst leicht daneben hochkommende junge Triebe zerstochen werden könnten. Täglich dreimal werden die Spargelbeete nachgesehen. Kurz ehe die Pfeife aus der Erde kommt, zeigt sie ihr Erscheinen dadurch an, daß sie die Erde etwas hebt. Nun wird die Erde an einer Seite vom Spargel soweit fortgewühlt, bis die Pfeife in ihrer vollen Länge freiliegt. Nun kann man sie bequem stechen oder auch abbrechen. — Nach Beendigung der Ernte wird die Anlage mit kurzem Dünger versehen und leicht untergegraben. Auch kräftige Jauchegüsse in trockenem Boden fördern die jungen Triebe sehr. Das Düngen im Sommer ist praktischer, da der Dünger bis zum Frühjahr gut verrottet ist und bei der Spargelernte nicht hinderlich wird. E. Fusch.

Die Sorgenfrau.

In Sorgen war ich eingeschlafen,
Es wob durch meinen Traum die Nacht
Lichtscheue, finstre Sorgenbilder;
In Sorgen war ich aufgewacht.

Es stand der Tag vor meinem Fenster,
Ein regenschwerer, nebeltrüber.
Ich kam beim ruhelosen Wandern
An meinem Spiegelglas vorüber.

Und sah hinein, und konnt' verstehen,
Warum für mich die Welt so grau:
Die ich im Spiegelglas erblickt',
War die leibhaft'ge Sorgenfrau.

Johanna Weistirch.

Hier und da flattern schon kleine, zerfließende Nebelschwaden wie Altweibersommer über das Meer, das sich nach allen Seiten hin endlos ausbreitet.

„Das schlägt sich nieder. Die Nacht wird kühl!"

„Ich glaube kaum. Auf jeden Fall will ich bis morgens zwei Uhr wenigstens auf meinem Posten bleiben!"

Der junge Offizier blickt in das besorgte Antlitz seines Kapitäns und weiß nun, daß wirklich irgendeine Gefahr über den Wassern lauert.

Der Kapitän entläßt seinen Kameraden und wandert wieder ruhelos auf der Kommandobrücke hin und her.

Unter ihm dehnt sich der Riesenleib seines Schiffes. Tot und stumm ist es an Deck. Die Passagiere wurden eben durch die Glocke zum Abendessen gerufen.

Von Achtern verirrt sich hin und wieder das klatschende Geräusch eines aufgepeitschten Wasserberges herauf. Durch die Takelage pfeift sanft die Luft, obgleich es windstill ist, aber der Fahrtwind steht steif, denn das Shipslog zeigt zwanzig Faden Geschwindigkeit.

Unterdessen sind die Schleier näher gekrochen. Wie schleichende Gespenster huschen sie über das Wasser, ballen und kneten sich zu allerhand spukhaften Ungestalten, fassen und lösen sich oder wälzen sich wie zuckende, schwerringende Leiber. Der Kapitän sieht diesem Schauspiel zu. Ihm formen sich menschliche Gliedmaßen in dem Nebeldunst und ein eisiger Schauer rinnt ihm wie die Ahnung von etwas Unerhörtem durch den Körper.

Der Nebel hat jetzt mit seiner weißen Milch das ganze Meer bedeckt. Das Schiff ragt daraus hervor wie aus Wolken. Der Kapitän gibt nach vorn die Weisung: „Scheinwerfer bereitstellen!"

Der lauernde Feind klettert mit unhörbaren Schleichtritten immer höher an der Schiffswand empor, schwingt sich über die Reeling und streckt seine feuchten Krallen vorsichtig über das ganze Deck, den nassen Leib nachschleppend.

Das Essen ist vorbei. Einige Reisende kommen aus dem Speisesaale herauf auf das Promenadedeck, das sich rechts und links unter der Kommandobrücke vorbeizieht.

„Hu, wie häßlich!" ruft eine junge Dame. „Man sieht ja fast die Hand vor den Augen nicht mehr!"

Der Kapitän erschrickt. Er beugt sich über das Geländer der Brücke. Wahrhaftig! Von der Sprecherin sieht man nur noch einen matthellen Schein. Hätte sie ein dunkles Kleid an, würde von ihr gar nichts wahrzunehmen sein. Im Topmast flammt das erste Licht auf. Es schimmert wie ein trübes, rotverweintes Auge.

„Das wird eine verdammte Nacht geben!" flüstert der Kapitän besorgt und gibt durch den Maschinentelegraphen den Befehl: „Scheinwerfer auf!"

Im nächsten Augenblicke flammt in der Spitze des Vorderdecks der Scheinwerfer auf wie das riesige Auge eines Ungeheuers. Langsam fängt er an zu rotieren und läßt seinen Strahlenkegel suchend rings über das Meer huschen. Aber er erzeugt nicht die scharfgeschnittene Grenze zwischen Licht und Schatten und scheint vergeblich gegen die Nebelwände anzuglühen. Nur die nächsten Gegenstände umflutet er mit seinem grellen, silbernen Schein.

Das ungewohnte Schauspiel hat mehrere Passagiere an Deck gelockt. Sie stehen in allerhand Betrachtungen und jeder wird seinem Nachbar nur für einen Augenblick sichtbar, wenn der Strahl des Scheinwerfers ihn trifft.

Der kreist stumm und streckt die schmale, weiße Lichtsäule wie einen tastenden Zeigefinger nach allen Seiten.

„Das ist fein, was? Daß wir das auch emmal erleben!" sagt ein junger Herr zu einer Dame.

Diese scheint eine Engländerin zu sein.

„Fein?" entgegnet sie kühl mit einem fremden Akzent. „Wir haben das in London oft und sind nicht sehr erbaut davon. Bei solchem Wetter kommen die meisten Unglücksfälle vor."

„Wieso?"

„Weil in den Straßen häufig Fuhrwerke aufeinander losrennen und sich gegenseitig zertrümmern!"

„Hm! Na, dafür liegt ja auf dem Meere eigentlich keine Ursache zu Besorgnis vor!"

„So? Meinen Sie? Wenn zum Beispiel ..."

Der Rest geht in dem Heulen der Dampfsirene verloren. Aufbegehrend fordert sie mit dumpfem Schrei Platz für den Ozeanriesen.

Der Kapitän hat sich die Leine des Nebelhornes um das Handgelenk gewunden und reißt von Zeit zu Zeit daran. Bald anhaltend, bald in kurzen Zwischenpausen ertönt das markerschütternde Gebrüll. „Phuuuut — phuuuut — phuuuut!"

Dazwischen hinein hämmert der Klöppel der Signalglocke wütend gegen das bronzene Gehäuse.

„Fahrt — halbe Kraft!"

Die Klingel im Maschinenraume schrillt, das Kommando ist angezeigt und wird zur Kontrolle wieder nach oben gegeben. Gleichzeitig fahren mächtige Dampfsäulen aus dem Schornstein. Man kann sie nicht sehen, fühlt es aber, daß der Riese einen Teil seines kochenden Atems aushaucht.

Die Maschine arbeitet mit halber Kraft, es vergehen aber noch einige Minuten, ehe die viele tausend Zentner schwere schwimmende Masse ihren Zug verlangsamt und das Shipslog anzeigt, daß der gewaltige Rumpf endlich dem Willen seiner Seele Gehorsam leistet.

Das Deck ist menschenleer. Die Passagiere haben sich vor dem unheimlichen Gebrüll des Nebelhornes in die Rauch- und Musikzimmer geflüchtet, denn wer diesen Ton einmal in der Nähe gehört hat, den schmerzt das Trommelfell noch zehn Minuten lang. Nur einige Deckoffiziere stehen zur Seite des Scheinwerfers und spähen durch ihre Rohre in die verschlossene Ewigkeit hinaus.

Alle Positionslaternen sind aufgeflammt, kämpfen aber vergebens gegen diese nassen Tücher des Ozeannebels an, in dem selbst das Tuten des Nebelhornes und das wahnsinnige Läuten der Glocke zu ersticken scheinen.

Jetzt schweigen beide für einen Augenblick. Nur das Ausstoßen der Dampfsäulen leuchtet durch die Nacht.

Plötzlich legt der Kapitän das Hörrohr an. Seine Züge spannen sich. Ganz deutlich dringt ihm der langgezogene Ton einer Dampfsirene ins Ohr, schwach, wie aus weiter Ferne hallend.

Einen Augenblick steht er wie zur Bildsäule erstarrt. Der Gedanke an einen Zusammenstoß zuckt ihm einen Moment lang mit gräßlicher Anschaulichkeit durchs Hirn.

Wenn zwei dieser schwimmenden Riesen aufeinander rennen! Sie werden in Atome zersplittert. Und an Bord sind vierzehnhundert blühende Menschenleben! Und die Insassen des andern!

Er reißt verzweifelt an dem Dampfseil. Keuchend stößt der Atem des Riesen zwischen den ehernen Lippen hervor und heult ununterbrochen: „Phuuuut — phuuuut — phuuuut!"

Als ob dieses Wunderwerk an Kraft und Technik plötzlich Leben bekommen hätte und vor Angst aufschrie!

Unten im Schiffsbauche sitzen die Fahrgäste bei Spiel und Lektüre und ahnen nicht, wie jetzt hier oben, im Hirn ihres Fahrzeuges, die Pulse sieden und hämmern. Hier in der Betriebskabine laufen all die Nerven und geheimen Fäden zusammen, die diesem schwimmenden Ungeheuer Leben und Willen verleihen.

Der Kapitän erwacht aus seiner sekundenlangen Erstarrung. Er ist sich seiner ungeheuren Verantwortung bewußt. Er reißt den Hebel am Maschinentelegraphen herum. „Kontredampf!" und „Kontredampf!" kommt die Kontrollmeldung vom Apparat zurück.

Die Schrauben fangen an, links zu kreisen. Ein Tosen wie von tausend stürzenden Wasserbächen erbraust. Ein merkliches Zittern durchläuft den Riesenleib des Ungeheuers.

Der „Empreß of Ireland" verlangsamt seine Fahrt. Das Klingelzeichen im Shipslog, das alle hundert Meter ertönt, verzögert seinen Rhythmus.

Der Kapitän starrt mit weit geöffneten Pupillen vor sich in den undurchdringlichen Nebel. Immer näher und stärker brüllt das Nebelhorn des entgegenkommenden Dampfers.

Der Kapitän weiß, daß sein Kamerad drüben auf jener Kommandobrücke mit ebenso brennenden Schläfen und klopfendem Herzen den nächsten Augenblicken entgegensieht, wie er selbst.

Und jetzt taucht — wie es scheint in größter Nähe — das giftiggrüne Auge einer Toplaterne auf Steuerbord auf. Es schießt direkt mittschiffs auf den „Empreß of Ireland" los. Die grüne Laterne im Topmast scheint dem Kapitän wie das flackernde Auge eines blutgierigen Raubtieres.

Wie wahnsinnig gibt er nach der Steuermannskabine den Befehl: „Hart Backbord!" und schreit ihn dazu in die Nacht, als könnte sein Kamerad da unten seinen Ruf vernehmen.

Jetzt ist die Gefahr auch drüben entdeckt worden. Aber zu spät! Zu spät!

Die beiden Dampfer rennen aufeinander los, als gälte es einen Kampf auf Leben und Tod.

Der Fremde trifft mit seinem breiten Kielbug den „Empreß of Ireland" in die Flanke. Ein einziger Riß klafft bis zum Heck. Der Dampfer holt steuerbord über und die Wogen stürzen gierig und triumphierend in seine Eingeweide. Die Menschlein da drinnen ringen miteinander auf Leben und Tod, um das elende Leben auf einige qualvolle Augenblicke zu verlängern.

Der Kapitän schlägt sich die Hände vor das Gesicht, um das Grausige nicht zu sehen.

Der schwimmende Tod ist schon im Nebelgrauen verschwunden. Wie eine Gespenstererscheinung nahte er und entschwand. Stumm, gefühllos und kalt fährt das Schicksal über das Meer und würgt, was sich ihm in den Weg stellt.

Und über den ewigen Wassern geht der Mond auf und weist den letzten, schwerringenden Schwimmern den Himmel, der sich ebenso hoch und blau schon über ihre Wiege spannte.

„Ja", dachte Bernd bitter, „jetzt erkennt sie mich als Retter an, jetzt, wo ich nicht mehr der Angestellte ihres Vaters bin — jetzt, da das Brandmal ausgelöscht wurde." — —

Im April wurde Wengerns ein Sohn geboren, ein prächtiger Bube. Das eheliche Glück des jungen Paares wurde dadurch noch größer. Frau von Stetten war überselig, ihr erstes Enkelchen zu besitzen.

Derfeld ließ nichts von sich hören, desto öfter dachte Hilde an ihn. — Der erste Mann, der sich einem jungen Mädchen werbend nähert, macht Eindruck auf sie, und wenn Hilde an Fritz dachte, so wünschte sie, ihn wiederzusehen.

Derfeld hatte mit seinen Eltern gesprochen und ihnen offen gesagt, daß er Hilde von Stetten liebe. Seine Mutter wollte zuerst nichts von einer Heirat wissen; sie hatte andere Pläne für den Sohn und wünschte sich eine Kurländerin zur Schwiegertochter. Ihr Mann unterstützte des Sohnes Werbung.

„Es ist gut, wenn frisches Blut in unsere alten Adelsgeschlechter kommt, „wir degenerieren, weil wir fast immer untereinander heiraten."

„Aber sie ist arm, Konrad."

„Was tut das, Erna. Sie ist von gutem alten Adel. Ich habe im Gothaischen Kalender nachgesehen. Ich denke, wir sind reich genug, um dem Jungen aus diesem Grunde nichts in den Weg zu legen."

„Na, ich will mich doch erst persönlich überzeugen."

Frau von Derfeld mußte zur Kur nach Wiesbaden. Sie blieb einige Tage in Berlin und besuchte Stettens. Hilde öffnete ihr ahnungslos die Tür. An der Ähnlichkeit mit dem Sohn erkannte sie die Baronin. Tief errötend stand sie vor ihr und hielt den forschenden Blick aus.

„Sie sind mir keine Fremde, liebes Fräulein," sagte Frau von Derfeld, „mein Sohn hat mir von den angenehmen Stunden erzählt, die er vorigen Sommer in Ilsenruh verbracht hat. Ich bin gekommen, Ihrer Frau Mutter dafür zu danken."

„Sehr liebenswürdig, gnädige Frau. Bitte, näher zu treten, Mama ist im Salon."

Die beiden Damen begrüßten sich. Hilde pochte das Herz. Was hatte dieser Besuch zu bedeuten? Frau von Derfeld blieb recht lange für eine erste Visite, immer wieder prüften ihre Augen die anmutige Mädchengestalt.

Beim Abschiede bat sie Mutter und Tochter, sie morgen zu besuchen, um einen kleinen Ausflug nach Potsdam zu machen. Man nahm dankend an und blieb den ganzen Tag zusammen. Frau von Derfeld schrieb darauf dem Sohn:

„Du hast einen guten Geschmack, Fritz; mir scheint, Du darfst hoffen. Sobald auf Dich die Rede kam, las ich auf Hildes Gesicht Verlegenheit. Als wir Abschied nahmen, fragte ich sie:

‚Soll mein Sohn kommen?'

Sie nickte und küßte mir die Hand."

* * *

„Komme sofort, Ernst sterbend."

Diese Drahtnachricht erhielt Bernd Anfang Mai von seinem Onkel. Sofort reiste er nach Meran ab.

An jenem schönen Ort, der von den Lungenkranken in der Hoffnung auf Genesung besucht wird, hatte Ernst von Stetten ausgelitten. Der arme Vater stand gebrochen am Sarge seines einzigen Kindes und Bernd neben ihm, der mit der Liebe eines Sohnes den alten Mann stützte und aufrecht erhielt.

Auf dem Friedhof, der so viele birgt, die in Meran die ersehnte Heilung nicht gefunden, betteten sie den Toten zur ewigen Ruhe.

„Du bist jetzt mein Erbe," sagte Stetten zu seinem Neffen, „Buchenfelde fällt dir nach meinem Ableben zu."

„Ach, lieber Onkel, ich wünschte, es wäre anders gekommen", entgegnete Bernd tief bewegt. „Willst du nicht mit mir heimreisen, ich werde dich mit Sohnesliebe umgeben."

„Das glaube ich, mein guter Junge, aber laß mich hier an dem Ort bleiben, der mein Liebstes birgt, ich fühle, daß auch meine Tage gezählt sind."

„Dann will ich bei dir bleiben, Onkel."

„Nein, nein, das sollst du nicht. Du bist jung und brauchst Arbeit; ein schönes Leben liegt vor dir."

Bernd blieb noch einige Tage, dann mußte er den Wunsch des Onkels befolgen und nach Deutschland zurückkehren. Er traf Ende Mai in Berlin ein.

Inzwischen war Derfeld auch dort angekommen. Er begab sich sofort nach der Wohnung der Frau von Stetten.

„Niemand zu Hause?" fragte seine muntere Stimme die ihm öffnende Magd.

„Doch, das gnädige Fräulein ist da."

Mit einigen langen Schritten stand er vor Hilde.

„Da bin ich", sagte er lachend und faßte ihre beiden Hände, die sie ihm willig überließ.

„Fräulein Hilde, lassen Sie mich nicht fort," bat er, „ich habe Sie so lieb, so sehr lieb!"

Tiefe Sehnsucht und heiße Leidenschaft bebten in seiner Stimme.

Sie hielt noch immer den Kopf gesenkt.

„So sehen Sie mich doch an", flehte er, den Arm um ihre zierliche Gestalt legend und sie an sich ziehend.

Sie ließ es willig geschehen; ihre Hand erwiderte den warmen Druck der seinen.

„Hilde, liebe, kleine Hilde!" jubelte Derfeld, „so willst du meine Frau werden? O, wie bin ich glücklich!"

Er hob die leichte Gestalt auf und küßte sie stürmisch.

„Wie wild du bist, Fritz", sagte sie halb erschreckt, halb selig.

„Du nennst mich Fritz"? lachte Derfeld, „so findest du den Namen nicht mehr häßlich?"

Sie zog seinen Kopf zu sich hinunter und flüsterte in sein Ohr: „Nein, denn — ich liebe den, der so heißt."

„Hurra!" rief Derfeld ausgelassen, und ehe sie sich dessen versah, hatte er sie umfaßt und tanzte mit ihr einen lustigen Walzer durch das Zimmer.

„Einmal noch leben, eh es vorbei,
Einmal noch lieben im Monat Mai."

Sie sangen es beide in glücklichem Übermut.

„Na, was soll das heißen?" fragte Tante Dörtchen, den Kopf verwundert durch die Tür steckend.

„Das soll heißen, daß wir verlobt sind, Tantchen!" rief Derfeld, in der Freude seines Herzens die alte Dame umarmend, „die Hilde nimmt mich langen Kerl und wird meine Frau!"

„Liebst du ihn denn, Kindchen?"

„Ja, ja, ja!" Nicht mehr: „Nein, nein, nein!" war die Antwort.

„Na, dann gratuliere ich. Also deshalb war die Frau Mama gekommen! Jetzt verstehe ich."

Als Frau von Stetten nach Hause kam, sah sie Fritz und Hilde Arm in Arm stehen und erriet alles.

„Du bringst meine Tochter weit fort, in ein fremdes Land, mein lieber Sohn," sagte Frau von Stetten, „aber ich vertraue sie dir gern an."

Wegen der Trauer um Ernst konnte die Verlobung noch nicht veröffentlicht werden. Nur Wengerns wurde sie mitgeteilt, und auch dort wurde Derfeld freudig empfangen.

„Wenn Bernd doch auch heiraten wollte!" dachte Frau von Stetten oft.

* * *

Willkehmen, den 28. August 1909.

„Lieber Junge!

Leider sind wir so kurze Zeit in Berlin gewesen, daß ich Dich nicht benachrichtigen konnte. Wie Du siehst, sind wir nun wieder zum Sommer in Willkehmen. Bitte, mache es möglich, zu Ilsens Geburtstage zu kommen; er ist am achtundzwanzigsten August. — Voriges Jahr waren meine beiden Damen schon fort, und wir konnten den frohen Tag nicht zusammen feiern.

Wir vermissen Dich und die Deinen sehr. In Ilsenruh lebt jetzt der neue Pächter, scheint ein guter Landwirt zu sein.

Alles Weitere mündlich; die Ilse will meiner Einladung einige Worte hinzufügen.

Dein alter, treuer Onkel
Hugo von Brömmler."

„Bitte, kommen Sie zu meinem Geburtstage, Vetter Bernd. Auf Wiedersehen! Ilse."

So einfach die Worte klangen, machten sie doch das Herz des Lesers höher schlagen. Er konnte kaum den Tag erwarten, der ihn wieder nach Ostpreußen brachte. In letzter Stunde hielten ihn unvorhergesehene Geschäfte in Buchenfelde fest, so daß er die Nacht durch reisen mußte. Erst kurz vor dem Mittagessen Diner langte er in Willkehmen an.

„Na, gut, daß du doch noch da bist," begrüßte ihn Brömmler. „Die Ilse sah fortwährend aus dem Fenster nach dir aus. Jetzt sind die Damen bei der Toilette. Wirf dich schnell in Gala, Junge, es ist die höchste Zeit."

Bernd befolgte seinen Rat. Bald darauf schritt er in Frack und Lackschuhen die breite Treppe zu den unteren Räumen hinab.

Ein zahlreiche Gesellschaft war versammelt. Als Bernd eintrat, verstummte das laute Gespräch, ganz still ward es; aller Augen richteten sich auf ihn.

Wie sah der Mann heute anders aus, als vor einem Jahre! Frei und Stolz die Haltung, sicher das Benehmen und in dem energischen Gesicht ein Leuchten heimlichen Glückes.

Viele Hände streckten sich nach ihm aus. Er nahm seinen Platz in der Gesellschaft seiner Standesgenossen wieder ein. Tief und erlöst atmete er auf.

Tante Emma begrüßte ihn sehr herzlich.

Ilses Hand ruhte eiskalt in der seinen; Bernd fühlte, wie die weißen Finger sich fest in seine Rechte schmiegten. Und in

ihrem Gesicht las er etwas Neues: ein scheues Fragen, ein verstecktes Leuchten, das sonst vollständig fremd an ihr war.

„Du bist ja Ilsens Tischherr", sagte Brömmler, als die Paare sich ordneten.

„Bitte, gnädiges Fräulein."

Bernd trat auf Ilse zu und reichte ihr den Arm.

„Wollen Sie nicht ‚Cousine' sagen?" fragte sie sehr leise.

„Ja, da Sie es erlauben."

Sie saßen dem Vater gegenüber. Er war in rosiger Laune, trank ihnen zu und freute sich, wenn er diese beiden jungen Menschen so lebhaft plaudern sah. Es war, als sei ein Zwang von ihnen gewichen, als müßten sie sich heute näher kommen. Das Gespräch stockte keinen Augenblick. Ilse fragte nach der Mutter und den Schwestern Bernds, nach Buchenfelde und berührte im munteren Plauderton mancherlei. Sie erzählte von dem letzten Winter in Genf, und daß sie gern immer in Deutschland leben möchte. Kaum hatte sie das ausgesprochen, wurde sie verlegen und verstummte.

„Was wird er nun von mir denken?" fuhr es ihr durch den Sinn. „Wird er es nicht so deuten, als ob —"

Weiter verfolgte sie den Gedanken nicht. Sie hatte sich darnach gesehnt, ihn wiederzusehen, ihm freundlich zu begegnen.

Am Ausschnitt ihres hellblauen Seidenkleides trug sie ein kleines Sträußchen Edelweiß. Bernd hatte es sofort bemerkt. — Sie dachten beide an den Tag, an welchem sie sich auf dem Kornfeld begegnet waren, und an dem er ihr die innige Bedeutung der keuschen Alpenblume erklärt hatte, die Sage, die sich daran knüpft.

Die Tafel wurde aufgehoben. Die Nacht sank weich und lind hernieder. Bernd bildete den Mittelpunkt eines Kreises von Herren, die noch im Rauchzimmer bei einer Zigarre verweilten. Wie wohl tat dem Geächteten heute die Anerkennung der Gesellschaft, von der er sich einst ausgestoßen gefühlt.

Pastor Hildebrandt und seine Frau waren auch zugegen. Sie verwickelten Bernd in ein Gespräch. Er suchte loszukommen; verstohlen sah er sich nach Ilse um. Eben war sie noch bei den anderen jungen Damen gewesen, jetzt suchte Bernd sie vergeblich im Saal. Er trat aus dem Hause. — Langsam ging er in den Garten, die heiße Stirn in der Nachtluft zu kühlen. Zahllose Sterne funkelten am Himmel; leise plätscherte der Springbrunnen und die Rosen dufteten süß. — Bernd wußte, daß er vor einer Entscheidung stand. Er hatte deutlich gefühlt, als er Ilse wiedergesehen, daß er sie unsäglich liebte; aber er bangte davor, die entscheidende Frage an sie zu richten, die sein Lebensglück bedingte.

Unter den hohen Bäumen an dem Weiher fand er sie.

„Sie hier, Cousine!"

Er stand neben ihr. Sie war von der Bank aufgesprungen und wollte, ihrem ersten Impulse folgend, fliehen. Da hielt seine starke Hand sie fest, sein dunkles Haupt beugte sich über sie.

„Ich habe Ihnen noch gar nicht Glück gewünscht," sagte Bernd, „soll ich es jetzt tun? Soll ich Ihnen sagen, was ich damals in mir wachsen fühlte, als Sie mich unfreundlich und schroff behandelten, als ich das Brandmal unverdienten Verdachtes trug?"

Der Hafen von Ragusa-Vecchia. Photogr. Leipziger Presse-Büro. (Mit Text.)

Vorgeschobene Telephonstation an den Ufern der Aisne.

Schweizerische Grenzbesetzung: Eine Patrouille im Hochgebirge.

Französische Artillerie.

„Ich weiß, daß ich oft sehr ungezogen gegen Sie war", gab sie zu. „Soll ich abbitten? Wie kann ich es gut machen — Bernd?"

Sein Name fiel zögernd von ihren Lippen.

„Sie tragen ein Sträußchen Edelweiß an Ihrem Kleide, wollen Sie mir eine der Blüten geben?"

Und als sie beklommen schweigt, fährt er fort:

„Ich habe Ihnen erzählt, was es heißt, wenn ein Mädchen einem Manne eine der keuschen Alpenblumen gibt. Haben Sie es nicht vergessen, Ilse?"

Ganz nah ist er an sie herangetreten, aber sie steht wie versteinert da.

„So heißen Sie mich also gehen?"

Er wendet sich ab.

„Bernd!"

Sie ruft seinen Namen so flehend, so mit dem Ton einer großen Liebe; er fühlt den Strauß Edelweiß in seiner Hand.

Ihre Arme schlingen sich um seinen Hals.

Und die Sterne am Himmel leuchten auf das Glück eines seligen Menschenpaares hernieder. — — — — —

Telephonzelle im bombensicheren Unterstand.

Empreß of Ireland.

Von

Herm. Dreßler.

Der Frühjahrsabend senkt sich über die breite Mündung des Lorenzostromes.

Der „Empreß of Ireland" durchjagt die glatte See, die wie ein Bogen Stanniolpapier glitzert. Hinter dem schönen Schiff zieht ein langer und breiter Schaumstreifen her. Hier peitschen die beiden Schrauben das Wasser zu sprühendem Gischt. Die Zeit des Kommandowechsels ist gekommen. Der betreffende Offizier steigt zu der Kommandobrücke hinauf und grüßt den Kapitän, der mit besorgtem Blicke den Himmel mustert.

„Danke, Kamerad, ich will die Führung des Schiffes bis Sonnenaufgang selber behalten!" antwortet der Kapitän.

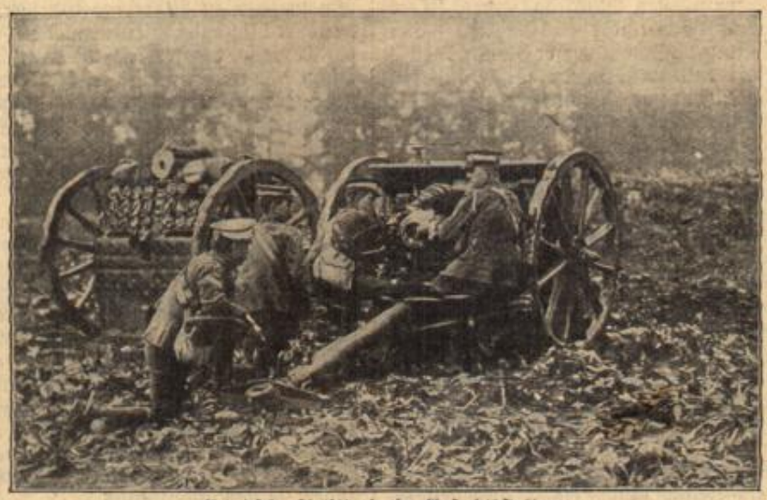
„Ist Gefahr im Verzug? Droht denn das Wetter umzuschlagen?"

„Hm!" brummt der Kapitän nachdenklich. „Ich fürchte, wir bekommen nasse Packung!"

„Nach diesem schönen Tage? Ich glaube doch nicht!"

„Doch, doch. Sehen Sie mal nach Osten!"

Beide Männer wenden sich nach der angedeuteten Richtung. Dort, fast am Horizonte, hat sich das Meer einen trüben Schleier vor das Antlitz gezogen.



Englische Artillerie in Gefechtsstellung.

Trümmer eines von deutscher Artillerie herabgeschossenen englischen Flugzeuges. (Mit Text.)

Das „Eiserne Kreuz" für einen „Schipper". (Mit Text.)

Unsere Bilder

Der Hafen von Ragusa-Vecchia, welchen die italienische Flotte vor kurzem bombardierte und wo der italienische Panzerkreuzer „Giuseppe Garibaldi" durch ein österreichisches Unterseeboot in den Grund gebohrt wurde. Ragusa ist eine befestigte Bezirksstadt in Dalmatien am Adriatischen Meer und am Abhange des San Sergio, den Hafen bildet die Bucht von Gravosa. Ragusa ist seit 1814 in österreichischem Besitz.

Eine außergewöhnliche Auszeichnung: das „Eiserne Kreuz" für einen „Schipper". Das erste „Eiserne Kreuz" als Armierungssoldat hat sich kürzlich der Zimmermann Lünse aus Pommern erworben, der als „Schipper" in Russisch-Polen arbeitet. Seine Kolonne wurde plötzlich von einer Abteilung Kosaken überfallen. Kurz entschlossen packte Lünse seinen Spaten und stellt sich zur Gegenwehr auf und schlägt den ersten Kosaken nieder. Seine Kameraden folgen seinem Beispiel und schlagen die Kosaken in die Flucht. Für diese Tat erhielt er das „Eiserne Kreuz II. Klasse".

Landsturm-Kapelle Würzburg in Lüttich.

Trümmer eines von deutscher Artillerie aus 1800 m herabgeschossenen englischen Flugzeuges. Es stürzte brennend bei Frezenberg, östlich von Ypern, in einen alten englischen Schützengraben hinter der jetzigen deutschen Linie. Der Insasse, ein englischer Offizier, war tot.

Allerlei

Immer praktisch. Lehrer: „Sage mir einen Satz mit dem Worte ‚Tal'!" — Der kleine Toni: „Herr Thalberg hat dem Herrn Blumenthal das Kapital, welches er im ersten Quartal von ihm geborgt hatte, im zweiten Quartal zurückgezahlt."

Diebssicher. Als König Friedrich Wilhelm III. von Preußen einst die Teplitzer Heilquellen gebrauchte, wurde ihm auch ein alter ungarischer Oberst vorgestellt. — „Feldzug mitgemacht?" fragte der König in seiner kurzen Weise. — „Gewiß, Majestät," versetzte der Oberst, „hab' ich doch schon unter Maria Theresia Pulver gerochen!" — „Sind wohl schon sehr alt?" forschte der Monarch weiter. — „Na ja, bin ich vielleicht so an die Sechzig oder Siebzig", war die Antwort. — „Vielleicht?" rief Friedrich Wilhelm verwundert, „das müssen Sie doch genau wissen, in diesem Alter zählt man seine Jahre genau!" — „Majestät, zähl' ich meine Pferde, mein Geld, meine Sporenstiefel, wozu soll ich zählen meine Jahre? Die stiehlt mir niemand!"

Der Juwelier als Menschenfreund. In einen Juwelierladen am Petersburger Newskyprospekt, einer der vornehmsten Straßen aller Weltstädte, trat ein Herr, dem man auf den ersten Blick den feinen Kavalier ansah. In der elegant behandschuhten Rechten trug er einen Blumenstrauß, der den Totaleindruck des Mannes bestätigte, sobald die Seidenpapierumhüllung entfernt war. Er entstammte auch dem teuersten Blumenladen in derselben Straße. „Ich möchte eine Portion ungefaßter Brillanten haben", äußerte sich der vornehme Kunde. Erst nach einem langen, prüfenden Blick über die ganze Persönlichkeit willfahrte der greise Geschäftsinhaber diesem Verlangen. Ein Karton voll glitzernder Brillanten wurde dem Käufer vorgesetzt. Er griff mit der Hand hinein und schleuderte sie mit leichtem Schwunge so über den Strauß, daß sie über die offenen Blumenkronen verteilt wurden und wie sonnenbeschienene Tauperlen darin leuchteten. Auch die Augen des eleganten jungen Mannes leuchteten bei diesem feenhaften Anblick auf. Er hüllte das Seidenpapier wieder über den kostbaren Strauß, mußte aber wohl sehr aufgeregt sein, denn er vergaß es, nach dem Preise auch nur zu fragen, warf seine Visitenkarte auf den Tisch, laut welcher er Graf L. bei der französischen Botschaft war, und verließ das Geschäft. Zwei Tage darauf kam er mit bewölkter Stirn wieder und fragte, wieviel er schuldig sei. „Zweitausend Rubel, Herr Graf", wurde ihm zur Antwort. Verblüfft starrte der Graf ihn an. „Sie irren sich offenbar; Sie wollen wohl sagen: zwanzigtausend Rubel." — „Nein, Herr Graf," sagte der alte Herr, „halten Sie meine Eigenmächtigkeit zugute; ich sah Ihnen an, daß Sie leidenschaftlicher erregt waren, als es dem Menschen gut ist, deshalb erlaubte ich mir, Ihnen Similibrillanten vorzulegen." Diese Ehrlichkeit rührte den jungen Kavalier. Er reichte dem alten Manne die Hand. „Sie haben väterlich fürsorgend an mir gehandelt; ich danke Ihnen dafür. Gewollt hat sie mich doch nicht", fügte er wehmütig lächelnd hinzu. C. D.

Gemeinnütziges

Die Hausfrau im September. Auch im September findet die Hausfrau noch viel in der Küche zu tun. Das Einmachen, Saftbereiten usw. nimmt kein Ende. Da heißt es auf dem Posten sein und alles gut aus-

Dahlien treiben gern eine große Anzahl von Sprossen, die der Pflanze zu belassen, wie es zumeist geschieht, nicht vorteilhaft ist. Wohl gibt es auf diese Weise einen mächtigen Busch, aber nur wenige und kleine Blumen. Es sollten nur die zwei bis drei kräftigsten Triebe stehen bleiben, alles andere wird entfernt.

Klee- und Luzerneweiden haben sich für Schweine am zuträglichsten erwiesen. Auf dem Tummelplatz eine ausgiebige Kleefütterung zu geben, ist allen Besitzern zu empfehlen, die ihren Schweinen keine Weide bieten können.

Für eine einfache Hochstammzucht kann man bei Johannis- und Stachelbeersträuchern schon jetzt vorarbeiten. Man nehme an jüngeren Sträuchern die Seitenaustriebe fort und lasse nur einen, und zwar den günstigst gestellten und stärksten Trieb hochgehen. — Im nächsten Jahre läßt sich dann schon die Krone erzielen.

Zur Aussaat des Feldsalats (Rapunzel) benötigt man auf den Quadratmeter Saatfläche etwa 1 Gramm Samen; zu dichte Saat ist zu vermeiden.

Rätsel.

Es trägt mit sich sein Haus,
Schalt' du zwei Laute aus,
So jedes Jahr zur Winterszeit
Das junge Volk es sehr erfreut.

Fritz Gaggenberger.

Zahlenrätsel.

		P	2	3		
2	4	5	6	7	8	9
10	11	12	7	6	13	8
11	14	12	15	6	11	4
4	11	7	16	11	6	7
5	16	6	11	8	16	5
		8	17	5		

Die Zahlen in vorstehender Figur sind so durch Buchstaben zu ersetzen, daß acht Wörter daraus entstehen, von denen fünf in horizontaler und drei in vertikaler Richtung zu lesen sind. — Die Wörter in den wagerechten Reihen bezeichnen: 1) Stadt in Italien. 2) Deutsche Kolonie. 3) See offiziersrang. 4) Fastensonntag. 5) Stadt in Italien. — Die Wörter in den senkrechten Reihen bezeichnen: 1) Preußische Provinz. 2) Einen Tag. 3) Spanischen Marschall. P. Stein.

Bilderrätsel.

Auflösung folgt in nächster Nummer.

Auflösung der Scharade in voriger Nummer:

Brom, Beere, Brombeere.

Auflösung.

A N P S
D E L T
WESTPALEN
L Z T R
E E O N

Alle Rechte vorbehalten.

Verantwortliche Redaktion von Ernst Pfeiffer, gedruckt und herausgegeben von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.